

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 7 (1917)

**Heft:** 7

**Artikel:** Das Heimatschutztheater

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634230>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

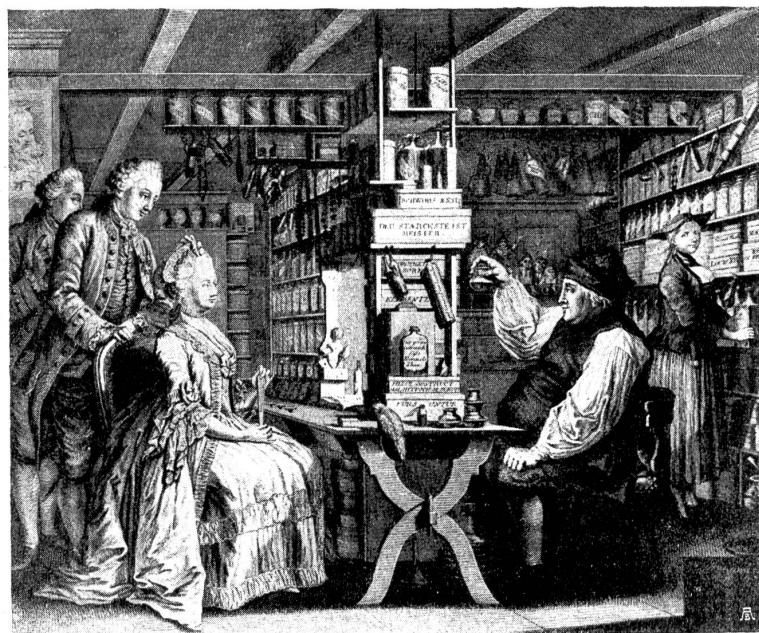
ganzen Willen darauf, hier ein erfülltes persönliches Glück und mehr, die menschliche Förderung, die ein ausgeglichenes Familienleben bringt, zu sehen. Trotzdem aber ertappte sie sich dann und wann dabei, wie sie sich einem Gefühl schmerzlicher Verlassenheit und Enttäuschung hingab; und es war ihr endlich fast erwünscht, als am siebenwöchentlichen Geburtstag der Zwillinge die kleine Reise unternommen werden konnte, die ihrer Anwesenheit im Hause ein Ziel setzte.

Während der Tage, die sie allein mit den Kindern verbrachte, erfreute sie sich noch einmal von Herzen an dem stillen, gesunden Leben der Kleinen. Oft saß sie sich zwischen die zwei weißen Körbe, in denen die Kinder ruhten, und blickte lange auf die kleinen, kräftigen Geschöpfe, die mit zitternden Bewegungen ihren Lebenswillen ausdrückten. Sie sah sie nicht mit dem fleischlichen Entzücken der jungen Mutter, sondern sie betrachtete mit Ehrfurcht und Ergriffenheit die noch hilflosen und doch vollkommenen Menschenwesen. Die gesunde Schönheit ihrer kleinen Hände, die edle Form des noch hältlosen, kaum behaarten Kopfes, der traumhaft schweifende Blick der dunkelblauen Menschenaugen und der plötzliche Versuch eines Lächelns, der die Verbindung der Welt mit dem kleinen Geschöpf anzeigte, das alles sah die alte Frau mit ahnungsvoller Empfindung an. Sie fragte sich manchmal, ob die junge Mutter nicht noch zu sehr mit dem eigenen Werden beschäftigt sei, um den Kindern die gütige und andächtige Selbstvergessenheit entgegenzubringen, in der sie wohlig aufwachsen könnten.

Trudchen kehrte von der Reise in fröhlicher, heilester Stimmung zurück. Sie waren dem Künstler selber auf der Pilgerfahrt zu seinem Werk begegnet, und er schien die junge Frau mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht zu haben. Dr. Groß erwähnte das nicht ohne Stolz, und Trudchen hörte zu mit einem dunklen Glanz in den verschleierten Augen.

Schon am folgenden Tage verreiste Frau Stünz. Der Abschied von der Tochter wurde ihr nun doch sehr schwer, und als sie einen letzten Blick auf die Kleinen warf, jammerten sie plötzlich die zwei hilflosen Wesen in ihrem traumhaften Zustand, die sie hier zurücklassen sollte, und sie mußte sich Gewalt antun, um sich von ihnen zu trennen.

Die Einsamkeit in Wohnlichen ertrug sie diesmal leichter, da ihr Trudchen auf den Frühling ihren Besuch mit den Kindern versprochen hatte. So gab es für die alte Dame



Der Wunderdoktor Michel Schüppach in seiner Apotheke in Langnau.  
Stich von Bartholomäus Hübner, Basel (1775) nach einer Originalzeichnung von G. Locher aus dem Jahre 1774.

Michel Schüppach, geb. 1707 in Biglen, praktizierte in Langnau als sog. „Wasser-gschauer.“ Sein Ruf als Wunderdoktor drang weit über die Grenzen des Schweizerlandes hinaus und aus aller Herren Länder schickten Kranke nach ihm und erbaten seinen Rat, darunter sogar Fürstlichkeiten und andere hohe Herrschaften. Als 1771 Kaiser Josef II von Österreich nach Bern kam, wollte er auch nach Langnau fahren. Als er aber erfuhr, daß schon 15 Kutschen zum gleichen Zwecke unterwegs seien, ließ er umkehren und gab den Besuch auf. Der Text unter dem Stich (oben nicht reproduziert) beteuert, daß die Apotheke treu nach der Natur gezeichnet worden sei.

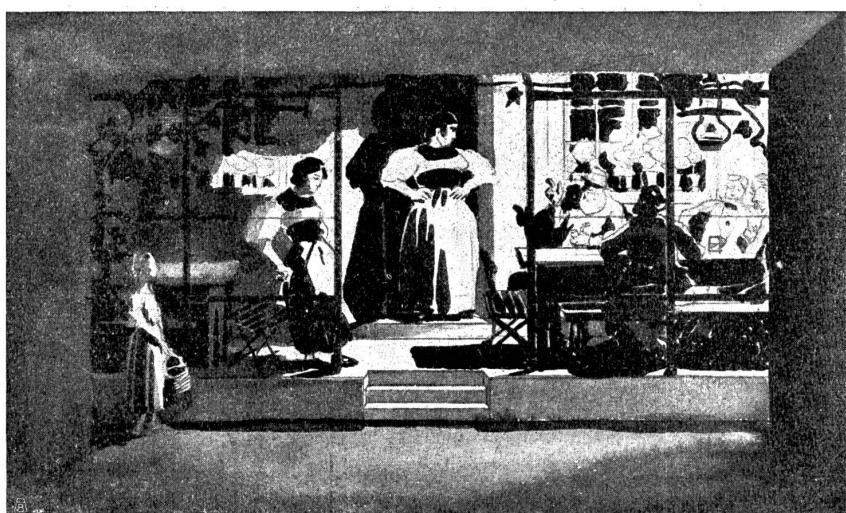
wieder etwas zu sorgen und vorzubereiten, das sie in Zusammenhang mit der Tochter und den Kleinen brachte. Sie richtete nach und nach mit wenig Mitteln und viel eigener Arbeit in Trudchens Mädchenzimmer eine richtige Kinderstube ein. Sie fertigte selber neue Vorhänge und Bezüge, sie nahm Pinsel und Maltopf und strich weiß an, was Farbe vertrug, und sie verbrachte auf diese Weise manche Woche in gemäßigtem Zurüsten. Allerdings erwartete sie diesmal das Wiedersehen mit einer leisen innerlichen Beunruhigung. Es war etwas Unausgesprochenes, nicht zu Ende Erlebtes zwischen der Tochter und ihr zurückgeblieben, und es drängte sie, in ihrer Stellung zu Trudchen ganz aufrichtig und im Reinen zu sein. Die kurzen, rasch geschriebenen Briefe der Tochter erweckten in ihr den Eindruck, als ob sich Trudchens innerstes Wesen vor ihr zu verschleiern anfinge und eine Ahnung beschlich sie, als könnte die zärtliche Wachsamkeit, die sie für ihrer beiden Verhältnis zueinander hegte, sogar als lästig empfunden werden. Und sie sah mit sorgender und freudiger Ungeduld zugleich dem Wiedersehen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

## == Das Heimatschutztheater. ==

Die Heimatschutzidee ist aus der Not unserer Zeit heraus geboren. Der wachsende Verkehr, die Überfremdung, die drohende Kriegszeit mit ihrer Haft im Erwerbsleben bedingen ein Verwischen und ein Verflachen unseres künstlerischen und geistigen Lebens, gegen das sich die Heimatfreunde zur Wehr setzen mußten. Die Vorkämpfer

des Heimatschutzgedankens sahen bald ein, daß es sich in dem Stadium, in dem dieser Kulturprozeß angelangt ist, nicht darum handeln kann, die treibenden Ursachen zu bekämpfen, sondern nur darum, gegen die Einflüsse dieser Kulturfaktoren, soweit sie verflachend und sitzenzerstörend wirken, einen Damm aufzuwerfen. Gegen geschmaußloses



Bühnenbild zu O. v. Geyerz „Der Chlupf“ I. Akt. Von Aug. Schmid, Dierishofen.

Bauen, Verstörung der Landschaftsbilder durch rücksichtsloses Hineinbauen oder Abholzen usw., gegen Geschmacklosigkeiten in Sitten und Gebräuche, in Mode und Lebensart, gegen Verschandelung unserer Sprache hilft nur ein Abwehrmittel: die öffentliche Meinung. Diese gilt es zu einem wirksamen Damm auszubauen, hinter dem sich das nationale Leben im Sinne der Bodenständigkeit, Einfachheit und Echtheit ungestört entwickeln kann. An diesem Damm soll die Flut des Landfremden, der Geschmackloskeiten, die der Verkehr über unsere Grenzen schwemmt, abprallen.

Die Schweiz entbehrt nicht der natürlichen Kräfte, sich im Kampf gegen die Kultur, die aus den Niederungen zu uns heraufbrandet, siegreich zu behaupten. Eine solche Kraft — im Kampf gegen die geistige Verflachung gewiß die wirksamste — ist unser alemannischer Dialekt. Er wirkt in höherem Maße konservierend für unser Volkstum als jedes der Verkehrshindernisse, an denen die Schweiz doch so reich ist. Die Pflege der Mundart muß darum für jeden Anhänger des Heimatschutzgedankens eine der vornehmsten Aufgaben bilden.

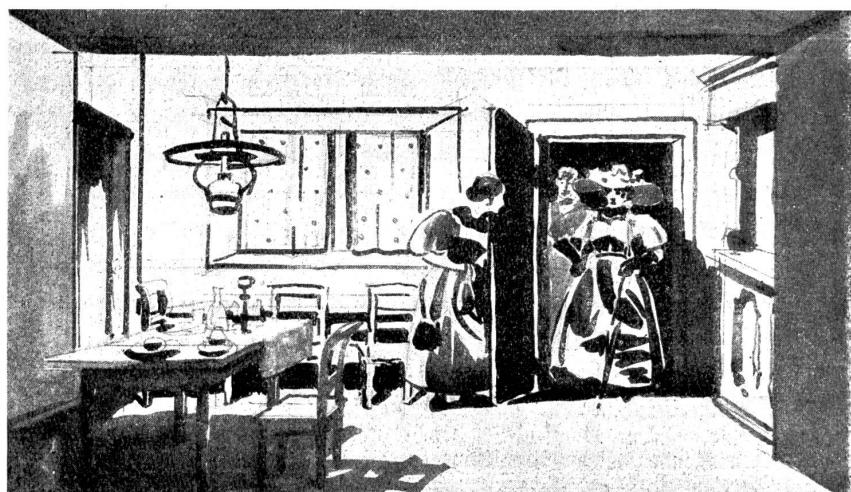
Es war ein ungemein glücklicher Gedanke, die Heimat-schutzbestrebungen auch auf das Volkstheater auszudehnen. Auch hier waren Ungeschmack und Gedankenlosigkeit an der Arbeit, die Eigenart unseres Volkstums zu untergraben und zu zerstören. Mit dem Kampf gegen die Schundliteratur, die ein edles geistiges Bedürfnis des Volkes, sein Lesebedürfnis, mit schmuzigem Geschäftssinn ausbeutet, mußte logischerweise auch der Kampf gegen die durch Schundstücke verdorbene Volksbühne aufgenommen werden. Denn ohne Zweifel spielen die Aufführungen auf den Vereinsbühnen des Dorfes und der Stadt im geistigen Leben des Volkes eine bedeutsame Rolle. Könnte man den Aufwand an körperlichen und geistigen Kräften, der jeden Winter auf Tausenden von Bühnen meist minderwertiger dramatischer Literatur gewidmet wird, aber auch die Einflüsse dieser geistigen Rost auf Phantasie und Gemüt in Zahlen ausdrücken, man käme leicht zur richtigen Einschätzung der Aufgaben, die der Volkserziehung hier wartet. Es ist doch ein Elend, daß die jungen Leute wochenlang schlechte Prosa und noch schlechtere Verse auswendig lernen und deflamieren, ihre Vorstellungskraft an verworrenen Vorgängen aus einer unwirklichen Scheinwelt

üben und kraftlose, sinnlich süße Gefühle in sich weden, dies alles unter Preisgabe des guten Geschmackes, der sie in andern Dingen vielleicht sicher leitet. Der Mangel an guter Literatur für die Volksbühne ist nachgerade zur Kalamität geworden. Die wenigen guten dramatischen Schriftsteller vermochten durch den Muth des Schlechten lange nicht durchzudringen. Die Erkenntnis, daß in dieser Beziehung dem Volke aus einer Misere geholfen werden mußte, kam zu spät; der gute Geschmack war dahin.

Für die Männer, die sich vornahmen, hier helfend einzugreifen, galt es den guten Geschmack wieder neu aufzubauen, die öffentliche Meinung gegen die eingrissenene Ueberstände zu mobilisieren. Es war ein doppelt glücklicher Gedanke, dieses Werk gleich mit der Gründung und mit dem Betrieb eines Muster-Volkstheaters an der Schweizerischen Landesausstellung in Bern zu beginnen. Der Anlaß war wie

geschaffen, mit dem Beispiel, nicht bloß mit Worten, den Gedanken der Heimatschutzbühne ins Volk hineinzutragen.

Wir erinnern uns alle mit freudigen Gefühlen der schönen Stunden, die wir im „Röseligarten“-Saal droben im „Dörfli“ beim „Chlupf“ oder beim „Glück“ oder bei der „Sprach“ oder bei „Bollmes böser Wuchs“ oder beim „Appenzeller Sonnelebe“ verleben durften. Es war ein guter Anfang. Viel Arbeit lag darin. Der Krieg, der mitten hineinplatze in das schön begonnene Werk, brachte die Theatergesellschaft um den klingenden Erfolg, den man ihr zur geplanten Weiterführung des Werkes gerne gegönnt hätte. Ungeschmälert blieb der moralische Erfolg; denn das erstrebt Ziel hatten die Leute, die an der Spitze des Unternehmens standen, in der Haupsache doch erreicht. Das Heimatschutzbühne hatte mächtig anregend gewirkt. Einmal auf die Schweizer Schriftsteller. Eine schöne Zahl guter Bühnenstücke entstanden auf den Anlaß hin; wir haben oben schon die besten genannt. Eine Reihe angesehener Dichter hatten ihre besten Kräfte in den Dienst der Idee gestellt, darunter solche, die sonst der Volksbühne nicht nahe standen. Dann hatte es Gelegenheit gegeben, das künstlerische und technische Problem der Volksbühne zu studieren. Theatermaler und Theatertechniker bauten eine einfache und geschmackvolle Bühneneinrichtung, die für viele kleine Theater als vorbildlich gelten konnte. Ferner bot das Heimatschutzbühne im „Röseligarten“ mit seinem mannigfaltigen Reper-



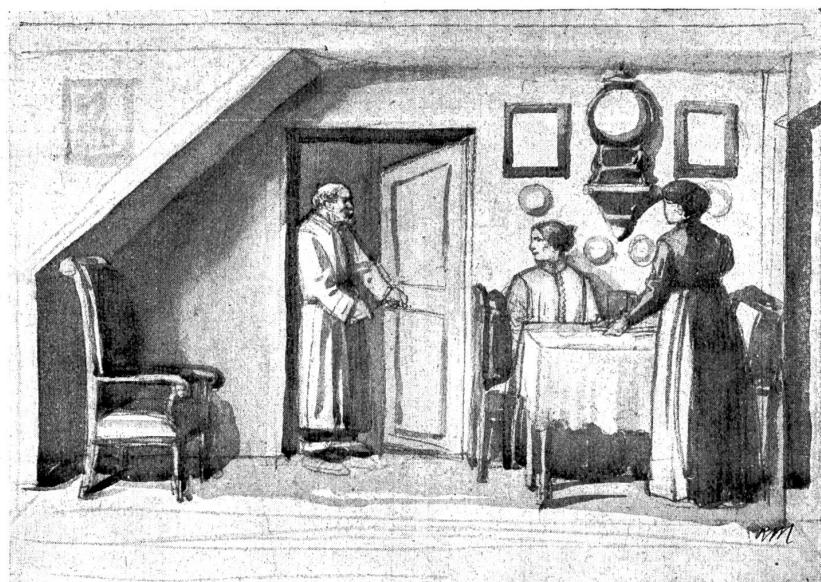
Bühnenbild zu O. v. Geyerz „Der Chlupf“, III. Akt. Von Aug. Schmid, Dierishofen.

toire den Künstlern Anlaß und Anregung, interessante Kostümfragen zu lösen. Sie sammelten sich dabei Erfahrungen, die nun mit Nutzen verwertet werden können. Vor allem konnte das Heimatschutztheater die vielumstrittene Frage, ob wir in der Schweiz mit guten schauspielerischen Kräften rechnen können, um mit Erfolg ein gutes Volkstheater zu betreiben, in bejahendem Sinne beantworten. Wir sahen ausgezeichnete Aufführungen und schauspielerische Leistungen, die den Optimismus der Unentwegtesten rechtfertigten. Es ist alte Erfahrungstatsache, daß das Schweizervolk gern und mit Hingabe Theater spielt. Die Kräfte und der gute Wille sind vorhanden; es braucht nur der Führung im Sinne der Geschmackveredlung.

Diese Führung sollte der schweizerischen Volksbühne durch das „Heimatschutztheater“ erteilen. Wir wissen nicht, ob den Gründern gleich von Anfang an eine bleibende Einrichtung vorgeschwebt hat oder nicht. Es ergab sich dann von selbst, daß das „Röseli-garten“-Theater zu einer solchen wurde, trotz der Ungunst der Zeit. Zuviel persönliche Arbeit, zuviel Herzblut steckte darin, als daß der Gedanke mit der Ausstellungstadt wie ein schöner Traum hätte verschwinden können. Allerdings hatte der Krieg ein gutes Stück der Hoffnungen, die sich an das Werk knüpfen, mit roher Hand vernichtet. Es mußte auf bescheidene Basis gestellt werden, als es zu Winteranfang 1915/16 neu aufgebaut wurde. Ein „schweizerisches“ Heimatschutztheater kann es kaum genannt werden; noch hat es nicht die Kraft, weit ins Land hinauszutragen.

Im November 1915 wurde in Bern der Spielverein des „Heimatschutztheaters“ gegründet. Es ist keine exklusive Gesellschaft; Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich durch Mitarbeit betätigen will. Aeußerlich unterscheidet sich der Verein in nichts von einer gewöhnlichen Geselligkeits- und Liebhabertheatergesellschaft. Der Maßstab allein wird seine Stellung zu andern derartigen Vereinen bestimmen. Der Maßstab nämlich, den er an die aufzuführenden Stücke legt und mit dem er seine Aufführungen mißt. Daß der Maßstab kein laxer sein wird, dafür bürgt der kritische Geist der Männer, die an der Spitze des Unternehmens stehen.

Die zweite Spielaison hat vor kurzem begonnen. Zwei neue sehr gute Stücke sind uns da geboten worden. Es



Bühnenbild zu O. v. Geyerz „Knörrli und Wunderli“, I. Akt. Von Rud. Münger, Bern.

stehen uns andere Uraufführungen in Aussicht. Die Dichter haben die Hoffnungen, die das Heimatschutztheater in sie setzte, nicht getäuscht. Der eine Erfolg zieht den andern nach sich. Dem Geiste und den Zielen des Unternehmens entsprechend, sind die Stücke alle im Dialekt geschrieben. Wir können diese Tatsache schon als einen bedeutenden Erfolg buchen. Das Publikum empfindet es heute als selbstverständlich, daß auf der Heimatschubühne in der Mundart gesprochen wird. Wir werden es hoffentlich noch diesen Winter erleben, daß es auch ernste psychologische Vorgänge, in urchigem Bärndütsch vorgetragen, mit Verständnis genießt. Ist dieser Zustand der Dinge einmal erreicht, hat man die Zuhörer überzeugt, daß unsere Volksbühne ganz gut des Schriftdeutschen entraten kann, dann sind dem Schweizer Dichter alle Wege geöffnet. Dann liegt aber auch dem Liebhaber-Schauspieler zu Stadt und Land eine ganze Welt von Möglichkeiten offen da. Er besitzt dann in seiner Muttersprache das Instrument, eine ganze reiche Empfindungswelt auszudrücken, die ihm beim Schriftdeutschen Stück verschlossen war. Die Aufführungen auf der Liebhaberbühne werden dann aber auch um ein Erfleddliches feiner und vergnüglicher werden. Es ist von dieser Entwicklung zu hoffen, daß sie auf das ganze geistige Leben des Schweizervolkes reinigend einwirke, daß sie die Liebe zur Mundart, zum Bodenständigen, zur selbsterworbenen Eigenart und zur Tüchtigkeit stärke und damit den Damm aufrichten helfe, der einzigt unsere nationale Kultur vor Verflachung und Verfremdung schützen kann.



Skizze von Rud. Münger für die Gruppe: Mädeli, Frau von Lentulus und Madöri in „Der Napolitaner“ von O. v. Geyerz.

### □ □ Erfahrung. □ □

Was het mys Buebli bosget,  
As 's Müeti balget het?  
„Es folget nüt, es folget nüt,  
Drum tuet mes halt i's Bett!“

Es seit: „Git's jeke d'Ruete?“  
Und liegt ihs Müeti a  
„Wart numme, bis der Water hunnt,  
De wohl, de muesch se ha!“

Do lost's — und liegt — und stuunet  
Und seit, und briegget fasch:  
„Mach du, — mach du's grad fälber,  
Wil du das besser fasch!“

Josef Reinhardt („Im grüne Chlee“).